

Planen und Bauen für den Ort

Kontinuität regionaler Baukultur

Pflege des individuellen Charakters unserer Regionen

Michael Stojan

Meine sehr verehrten Damen und Herren, zunächst möchte ich mich ganz herzlich bei Frau Dr. Gotzmann bedanken. Sie hat sich von meinen Gedanken für die Vernetzung der europaweit verstreuten Aktivitäten und einer Renaissance der Baupflege in den Heimatvereinen vor Ort überzeugen lassen und beharrlich für die Durchführung dieser Tagung gekämpft.

Was wollen wir mit unseren Aktivitäten erreichen?

Wir wollen aufmerksam machen auf die Bedeutung der vielfältigen und unverwechselbaren Gestaltung von Architektur und Städtebau als Teil der Kulturlandschaft für den Menschen. Jeder von uns ist in eine Kulturlandschaft eingebunden (darunter verstehe ich die gesamte von Menschen geänderte Umwelt mit ihren Siedlungsplätzen). Wir erkennen und spüren ihre Geschichtlichkeit und ihre Ästhetik. Dieses geistige und historische Umfeld ist für unsere persönliche Standortbestimmung von enormer Bedeutung. Denn Kulturlandschaft ist die Umgebung, in der wir aufgewachsen sind, die uns geprägt hat, in der wir leben. Viele nennen dies kürzer unsere Heimat. Sie ist gleichermaßen Tradition, Alltag und Ausgangspunkt für die Zukunft. Gerade aber weil Siedlung und Landschaft, die uns umgibt, zur Alltagserfahrung gehört, ist es unsere Aufgabe, sensibel für Veränderungen in unserer Umwelt zu sein.



Zunächst gilt es, die Kenntnisse der baulichen Gestaltung und ihrer Geschichte zu erlangen und dann zu vertiefen. Sie ist ein wichtiger Speicher unseres kollektiven Gedächtnisses. Über Jahrtausende hinweg waren ökologische, ökonomische und kulturelle Einwirkungen in einer ausgewogenen Balance zueinander. Diese ausgewogene Balance ist es, die zu der eigenen Schönheit der Städte und

Dörfer führte. Wird die Balance gestört, fällt dies, wenn nicht gleich offensichtlich, so doch als störend auf.

Architektur und Städtebau prägen durch Eingriffe die Kulturlandschaften; sie können im Einklang mit den Kulturlandschaften wirken, sie können sie aber auch nachhaltig zerstören:

Historische Bauten waren immer Ausdruck der wirtschaftlichen Verhältnisse ihrer Bauherren oder deren Standeszugehörigkeit. Und auch die baulichen Anlagen der Wirtschaft, des Handwerks, des Handels, des Gewerbes und später der Industrie waren eingebunden in die Materialität, in Stilrichtungen und Proportionen ihrer Zeit und insbesondere ihrer regionalen Zuordnung. Alle diese Interdependenzen zwischen Ort, Zeit, Nutzung, Gestaltung und Einflüssen bilden das Gesamtgefüge einer Kulturlandschaft.

In der Tat stehen Kulturlandschaft und Ästhetik in einer engen Wechselbeziehung.



Abb. 1: Rinteln – Bausünde

Foto: M. Stojan

Für die Schönheit, einen wichtigen Teil der Ästhetik, hat Plato formuliert, dass den Dingen eine Idee, ein Architekt würde sagen ein Bauplan, zugrunde liegt, und dass sie uns umso schöner erscheinen, je mehr von dieser Idee in ihrem Erscheinungsbild zu Tage tritt.

Dieser „objektiven“ Ästhetik setzte Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft“ eine „subjektive“ Ästhetik entgegen, wenn er sagt: „schön ist, was ohne Begriff allgemein gefällt“.

Wir können das Wesen des Schönen also nicht exakt beschreiben. Das vermeintlich Subjektive macht Diskussionen, erst recht Entscheidungen nicht leichter. Dabei besitzen wir in unseren ästhetischen Organen ein unerhört sensibles Instrument,

um Wechselverhältnisse und Systemstrukturen erfassen zu können.

Hierher gehört das, was wir Intuition nennen. Und dennoch werden zum Beispiel die Begriffe „landschaftliche Schönheit“ oder „Verunstaltung“ in Gesetzen verwendet. Das deutet zumindest darauf hin, dass hier gesellschaftlicher Konsens besteht.

Wenn wir heute feststellen, dass unsere Dörfer und Städte immer mehr an individuell empfundener Schönheit verlieren, dann müssen wir uns doch fragen, woran das liegt. Allein die Feststellung reicht nicht. Es muss doch etwas unseren ästhetischen Gen-Code stören. Gestört wird m.E. ein Empfinden, das auf tatsächlich Erfahrenem, Erlebtem, kurz auf Empirie bei jedem – wenn auch unterschiedlich – beruht.

In der Regel empfinden wir dies als Brüche in der Entwicklung. Und die neueste Zeit ist voll von Brüchen, die zu einer Überformung vertrauter Ortsbilder führen und letztlich zu einer Neutralisierung der emotionalen Bindung der Bewohner an den Ort.

Einen besonders starken Bruch gab es nach dem Ersten Weltkrieg. 1919 trat Walter Gropius die Stelle als Direktor des Bauhauses mit einem Manifest an. Es verrät die ideologische Dominanz und die verstiegenen Erwartungen:



Abb. 2: Holland

Foto: aus „Deutscher Städtebau“ 1928



Abb. 3: Sylt – Ferienarchitektur im Internationalen Stil

Foto: M. Stojan

„Erschaffen wir gemeinsam den neuen Bau der Zukunft, der alles in einer Gestalt sein wird: Architektur und Plastik und Malerei, der aus Millionen von Händen der Handwerker einst gen Himmel steigen wird als kristallines Bild eines neuen kommenden Glaubens.“

Dass Kargheit eine eigene Ästhetik hat, will ich nicht leugnen, auch nicht deren Verbindung mit ökonomischem Bauen, auch nicht grundsätzlich zahlreiche Ergebnisse des Bauhausstiles. Aber es ist doch eine Architektur der Egalisierung, die sich ganz bewusst von regionalen und historischen Wurzeln trennt, dafür aber Zeitströmungen und Moden breiten Raum gibt. Was mich stört, ist der Versuch, an die Stelle der Ästhetik, die sich aus den oben genannten Quellen speist, eine neue Religion zu setzen. Und dieselbe Kritik muss sich auch Le Corbusier mit seiner Charta von Athen aus dem Jahr 1933 gefallen lassen. Sie, die für die Moderne ein großer Wurf war, blendend in der Analyse, teilweise katast-

rophal in den Folgen, zeugte von dem Architekten als bekennendem Gesellschaftsreformer. Gebaute Gesellschaftsentwürfe, gelingen selten, und sie können in ihrer Absolutheit unmenschlich werden.

Vor allem: noch nie in der Geschichte des Bauens – man mag ja in diesem Zusammenhang gar nicht von Architektur sprechen – sind so viele neue Materialien auf den Markt gekommen wie heute. Die verschiedensten Kunststein- und Kunststoffarten gehören dazu ebenso wie Verkleidungsmaterialien, Dachabdeckungen. Die Baumärkte beliefern jeden mit einheitlich gefertigter Ware, die deutschland-, europa- oder gar weltweit

vertrieben wird. Ein Großteil der heute erbauten Häuser wird als Fertighaus nach Katalog gekauft und nicht mehr für ein bestimmtes Grundstück oder Dorf geplant. Und da, wo doch noch gebaut wird, geschieht dies nicht selten durch Bauträger nach vorgegebenen oder gerasterten Plänen.

Vieles ist ganz sicher der Preis dafür, dass das breit gestreute Wohnungseigentum, vor allem im Einfamilienhaus, eine gewollte gesellschaftspolitische Zielsetzung war. Es war auch schon immer in der Baugeschichte so, dass wirtschaftliche Fragen eine entscheidende Rolle spielten, und zwar nicht nur bei Bauern oder Bürgern. Auch Schlösser waren vor billigen Materialien oder Fakes nicht gefeit, wie Salzdahlum mit seinem schlechten Fachwerk unter Imitationsputz, Ludwigslust mit seinem zur Industrie ausgebauten Pappmaché oder die weit verbreitete und später zur Kunst avancierte Illusionsmalerei zeigen. Schon immer war es so, dass Architektur im Schnittpunkt einer geschichtlichen und örtlichen



Abb. 4: Rom Corviale – 1 km Variante der Unite d'habitation, 1980 Foto: M. Stojan

Achse angesiedelt war. Sie findet in einem bestimmten Raum und zu einer bestimmten Zeit statt. An dieser Erkenntnis hat sich natürlich heute nichts geändert.

Aber was sich grundlegend geändert hat, ist die Verfügbarkeit aller Materialien und Stile sowie ihr undifferenzierter, unkritischer Einsatz überall. Das individuelle Eingehen auf die Besonderheiten einer Kulturlandschaft ist häufig aufwändiger als ein Kauf »von der Stange«. Dadurch wird unsere Kulturlandschaft globaler, besser gesagt beliebiger, geschichtsloser und damit austauschbarer, kurz sie wird charakterloser, weil sie die prägenden Elemente negiert. Die weltweite industrielle Fertigung, verbunden mit billigen Transportkosten, bringt die gleiche Stillosigkeit in jedes Dorf, in jede Stadt. Den Rest besorgt der „Mainstream“ der Architektenszene, die glaubt, mit immer absurderen und bizarreren Gebilden Heimatgefühl durch „global marketing“ ersetzen zu können.

Ist dies alles nun ein Grund zum Resignieren? Für die Städte- und Landschaftsplaner, für die Architekten, für die Bauherren? Nein, natürlich nicht. Aber

ganz aufhalten können wir den Trend wahrscheinlich nicht, dazu sind die wirtschaftlichen Zwänge vielleicht manchmal zu groß. Aber was können wir tun?

Ich meine, man sollte zunächst einmal darauf hinweisen, dass der Einfluss der Architekten auf die Kulturlandschaft für die nächsten Jahrzehnte begrenzt sein wird, und zwar aus zwei Gründen: Erstens sind fast alle Bauten, die in 30 Jahren existieren, heute schon gebaut, und zweitens sind große Teile der Grundfläche einer Stadt im öffentlichen Eigentum. Das heißt: der größte Gestaltungsspielraum für die Entwicklung und damit für den

Charakter einer Stadt liegt bei der Stadtplanung selbst. Die Stadt ist verantwortlich für öffentliche Gebäude, Stadtbild prägende Plätze und Straßen, Grünanlagen, Infrastruktureinrichtungen.

Das heißt einerseits, dass bei Stadtentwicklung und Bauleitplanungen die landeskulturelle Geschichte und ihr Bezug zum Planungsgebiet erkundet werden müssen. Der Genius loci muss der jeweiligen Planung zugrunde liegen. Das heißt nicht, dass die Planung rückwärtsgewandt fortgeschrieben werden muss. Aber die Planung sollte natürlichen und kulturellen örtlichen Gegebenheiten berücksichtigen und damit den geschichtlichen Bezug so einbeziehen, dass Brüche vermieden werden.

Und die Planung sollte Geschichte sichtbar bleiben lassen. Das gilt für einzelne Gebäude, Plätze und Quartiere ebenso wie für das Stadtbild einschließlich seiner Silhouette.

Aber da eine Stadt Teil unserer Kulturlandschaft ist, hat sich ein Bau in eben diesem Kontext zu bewegen: in seiner Lage, in seiner Beziehung zu historischen Ensembles, in seiner Dimension. Baukultur

ist neben persönlichen Beziehungen die westliche Basis der Identitätsbildung.

Der Baukultur kommt daher heute eine wachsende Bedeutung zu. Baukultur hat einen ganz wichtigen Anteil daran, dass die Menschen sich verorten können. Das in der Baukultur gespeicherte kollektive Gedächtnis führt wie bei der Kulturlandschaft dazu, dass sich jeder Mensch als Bestandteil, Mitträger und Weitergeber menschlicher, in unserem Fall christlich-abendländischer Kultur verstehen darf. Das gibt ihm Geborgenheit und Selbstbewusstsein, Identität. Und was für den Einzelnen gilt, gilt auch für Unternehmen. Sie können auf Dauer nicht ausschließlich dem Kapital verpflichtet sein. Um nicht als unmenschlich, als anti-kulturell empfunden zu werden, benötigen auch Unternehmen Standorte, Wurzeln, Werte. Selbst wenn sie noch so global agieren, benötigen sie doch zur nachhaltigen Akzeptanz auch regionale Standorte, Erkennbarkeit in der (jeweiligen) Kultur. Sie müssen an Standorten erkennbar werden; sie müssen nicht nur emotional „beheimatet“ sein. In unruhigen Zeiten stellen auch globale Unternehmungen zunehmend fest, dass ohne gesellschaftlichen und kulturellen Rückhalt erfolgreiches Wirtschaften schwierig wird.

Ein großer Teil städtischer und dörflicher Bebauung unterliegt jedoch privater Entscheidung. Und da wird es schwierig: Wir sagen



Abb. 5: Neubaugebiet – irgendwo

Foto: M. Stojan

leichtthin, das ist Geschmackssache und somit dem Einzelnen überlassen. Die Knappheit des Raumes, prägend für die europäische Lebensweise, sowie die Dichte der Bebauung und des Zusammenlebens zwingen uns jedoch zu einem Mindestmaß an äs-



Abb. 6: Göteborg – Rathausbau, Arch. Gunnar Asplund, 1932

Foto: M. Stojan



Abb. 7: Rheda-Wiedenbrück – Stadthaus, Arch. Schürmann Köln, 1988

Foto: M. Stojan

thetischer Verbindlichkeit. Allein die Lage eines Privathauses an einem öffentlichen Platz oder einer öffentlichen Straße machen es in gewisser Weise zur Sache des Gemeinwesens.

Die Kommunen können hier sicherlich beeinflussend eingreifen. Schlimmste Auswüchse können verhindert werden durch Gestaltungssatzungen, in denen Traufhöhe, Form, Neigung und Farbe der Dächer vorgegeben werden, oder Baustoffe. Aber auch mit solchen Vorschriften lässt sich noch Grauensvolles hervorbringen. Man kann Ästhetik nicht vorschreiben! Wir müssen mit anderen Mitteln arbeiten. Die Aufgabe liegt bei uns allen. Bei der Erziehung und im Unterricht – angesichts von „Pisa“ sicher keine ganz leichte Aufgabe. Der Mangel an musischer und historischer Bildung verstärkt gerade das ästhetische Dilemma.

Nun können wir uns für die Baukultur nicht kurzfristig „neue“ Menschen formen. Wir müssen also

gezielt ansetzen. Und „wir“ heißt: die Kommunen, die Baubehörden, die Architekten und ihre Einrichtungen, z. B. die Architektenkammer, aber eben auch Einrichtungen wie die Heimatvereine, Bürgerinitiativen oder Stiftungen. Wir müssen das Auge von Planern, Bauherren und Bauausführenden schulen, ganz altmodisch gesagt: erziehen. Erziehen heißt auch nicht: vorschreiben, sondern überzeugen! Pragmatisch sollten wir da ansetzen, wo die meisten oder alle durch ein Nadelöhr müssen: bei der Bauland ausweisenden Kommune oder bei der Baugenehmigungsbehörde. Neben dem hoheitlichen Akt der Baugenehmigung oder der Veräußerung von Bauland wäre eine freiwillige Be-

ratung durch geschulte, kenntnisreiche Kräfte eine schnell zu realisierende und wirksame Maßnahme. Oder diese Behörden zeigen die Möglichkeiten auf, wer so etwas macht und verweisen auf die Profis, wie die Architekten und ihre Einrichtungen. Es gibt Kurse für Nordic Walking, Wickelkurse für werdende Väter, Kochkurse. Wo sind die Kurse für die Bauherren, von der Architektenkammer, von der Bausparkasse? Wo sind die Beratungsstellen, die mir nicht nur einen Leitfaden für den Umgang mit Behörden, sondern auch für die regionalen Besonderheiten, Entwicklungen, für die kultur- und naturräumliche Umgebung bieten?

Um Missverständnissen vorzubeugen: das Ziel ist nicht eine Retrokultur, keine Rückkehr zu irgendeiner vermuteten guten alten Zeit, sondern das Aufzeigen und Erlernen von ortsbezogener Maßstäblichkeit. Das rechte Maß muss immer wieder neu erarbeitet werden!

Es wird Bauaufgaben geben, die sich der Umgebung unterzuordnen haben, an anderen Orten wird es gut sein, sich zu behaupten, an Dritten, sich aufzulehnen, neue Maßstäbe zu setzen. Das Spektrum zwischen dienen, anpassen, protestieren ist groß und mit jeder Aufgabe neu zu bestimmen. Dennoch spüren wir alle, dass es Grenzen geben sollte für ein maßloses Bauen, das sich auf nichts anderes mehr bezieht als auf die egobezogene Befindlichkeit des Bauherrn oder des Architekten. Wir brauchen wieder eine konsensfähige Architektur, die allgemein verstanden und als gelungen empfunden wird.

Wir denken in der Theorie hoch von der Architektur: sie soll Identität stiften, Imagefaktor einer Stadt sein, ökologisch nachhaltig und umweltbewusst sein und bei der Lösung sozialer Probleme helfen. Jede für sich eine gewaltige Aufgabe! Ich glaube, dass ein Bau, der Maß nimmt an den kultur- wie naturräumlichen Gegebenheiten, und der der oftmals veränderten Funktion des Gebäudes gerecht wird, ganz von selbst einen Beitrag zu den genannten großen Zielen leisten wird.

Die genannten Missstände waren vor mehr als hundert Jahren Anlass zur Gründung des Deutschen Heimatbundes. Über Jahrzehnte wurde hier in der sog. Baupflege vorbildliche Arbeit geleistet. In Bayern geschieht das noch heute durch die Bauberatungsstelle des bayrischen Landesvereins für Heimatpflege e.V. Das frühere Baupflegeamt in Westfalen ist gerade dabei, seine Fachstelle aufzulösen.

Wenn wir aber eine wirkliche Breitenwirkung erzielen wollen, müsste es uns gelingen, die örtlichen Heimatvereine wieder für ihre historische Ursprungsaufgabe, die Baupflege zu motivieren. Denn die Gestaltung unseres gebauten Umfeldes darf keine Geheimwissenschaft der Planer sein, sondern ist in der Vergangenheit schöner Städte immer als Res publica – als eine Sache des Gemeinwesens – angesehen worden.



Abb. 8: Eichstätt, Arch. K.-J. Schattner, 1980 Foto: M. Stojan

Große und kleine Bauaufgaben gilt es so zu lösen, dass die Lösungen nicht beliebig sind, nicht international, sondern zeitgemäße Zeugen einer konkreten europäischen Kulturlandschaft, die insgesamt in der Welt ihresgleichen sucht. Die europäische Stadt, viel geschunden, voll von Problemen, aber liebenswert und einfach schön: sie ist ein hohes Gut, das wir nicht verlieren wollen an irgendeine Megalopolis.

In unserer zunehmend globalisierten Welt wird die unverwechselbare Kontinuität des gebauten Umfeldes der Standortfaktor der Zukunft werden. Erfolgreiche Ferienanlagen und Outlet-villages zeigen, dass Marketingstrategen und Touristiker seit Jahrzehnten wissen, wonach sich unsere Bürger seh-



Abb. 9: Mainz-Hechtheim, Arch. Wohnbau Mainz, 2007

Foto: M. Stojan

nen. Leider ignorieren die Planer diese auch wissenschaftlich belegten Erkenntnisse völlig. Mit Blick auf den sich immer deutlicher abzeichnenden Klimawandel dürfen wir uns auch die Arroganz nicht leisten, die jahrhundertelangen Erfahrungen des klimagerechten Bauens zu ignorieren. Gerade die Baumeister der heißen Kontinente haben bewiesen, dass es möglich ist, ohne horrenden Energieverbrauch klimagerecht zu bauen. Und Architekten wie Hassan Fahty und Gion Caminada haben gezeigt, dass die auch heute noch praktikabel ist.

Unser Ziel einer behutsamen Weiterentwicklung des individuellen Charakters unserer Orte darf, trotz aller gegenteiligen Meinungen, die immer noch den Zeitgeist als Leitbild des Stadtbildes beschwören, keine Utopie bleiben.

„Ich meine, dass wir vor allem lernen müssen, besser zu sehen. Ich glaube, wir haben in erschreckender Weise verlernt zu sehen. Dieser Verlust ist eine der schlimmen Erbschaften der Moderne, die im Grunde nur ihre eigene Arbeit, das von ihr gewollte Neue gesehen hat, aber nie nach Geschichte oder Verwurzelung gefragt hat. Wir haben die Sen-

sibilität verloren, Orte zu sehen, den Punkt an dem wir stehen, von dem aus wir zum Beispiel die Stadt betrachten.

Wenn sie die Augen aufmachen, dann werden sie feststellen, dass jeder Ort seine eigene Sprache spricht. Ich habe in diesem Sinne einmal vom Dialekt einer Stadt gesprochen, vom Dialekt eines Raumes.

Es geht darum, am Vorhandenen weiterzumachen.

Unterschiede die erkannt wurden weiterentwickeln, damit sie lebendig bleiben. Nicht herumreisen und von überallher Dinge importieren. Das Alte muss weiterentwickelt und die „neuesten Maschen“ verhindert werden.“ (Klaus Humpert, Professor für Städtebau, Stuttgart).

Als Stadtbaurat ist mir seit vielen Jahren die Schönheit unserer Städte und Dörfer ein besonderes Anliegen. Um diesem Thema eine bessere Breitenwirkung zu verschaffen, habe ich mit einigen Kollegen 2005 die Interessengemeinschaft Planen und Bauen in Westfalen (seit Juni 2010 Gemeinschaft zur Förderung regionaler Baukultur e. V.) gegründet. Gemeinsam mit der Westfalenstiftung Münster und dem Amt für Landschafts- und Baukultur des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe konnte 2006 das Bündnis für regionale Baukultur Westfalen-Lippe initiiert werden. Um die bundesweiten Ansätze der vielfältigen Aktivitäten besser zu verknüpfen, wurde 2007 das Netzwerk regionale Baukultur-D mit dem Internetauftritt www.regionalebaukultur.de gestartet. Diese Seite sowie www.neue-stadtbaukunst.de zeigen zahlreiche gebaute Beispiele und beinhalten Literaturextrakte zu Erkenntnissen der Vergangenheit, die wir unbedingt wieder neu entdecken sollten. ■